

und wenn auf russischer Seite ein Kapitän Sostschenko, ein Leutnant Trupikow auftreten, dann wird durch deren Namen der Eindruck des Fremden noch verstärkt.

Es sei jedoch angemerkt, daß sich die „Stalinorgel“ auf der Titelseite als Roman vorstellt. Wenn dieses Wort hier auch befremdend klingt, so weist es doch darauf hin, daß es sich nicht um einen ungefilterten Wirklichkeitsbericht, sondern um ein erzählerisches Kunstwerk handelt, darin manche milderen und menschlicheren Züge, die auch der letzte Krieg nicht ganz verwischte, übergegangen werden konnten. H. Stenzel S.J.

*Bauer, Josef Martin:* So weit die Füße tragen. (449 S.) München 1955, Ehrenwirth Verlag. Ln. DM 15,80.

Die vorlaute Tonart des ersten Satzes („Daß die Hölle so schön sein kann!“) weicht einer Erzählweise, zu deren Vorzügen es gehört, keine störende Sondermanier zu haben. Erzählt wird das Schicksal des ehemaligen Oberleutnants Forell: wie er, zu 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilt, zusammen mit fast 2000 Mitgefangenen im Viehwagen über Omsk nach Kap Deschnew transportiert wird, von wo aus er vergebliche Blicke nach der Beringstraße werfen kann; wie die Gefangenen, Grubenpferden nicht unähnlich, in einen Bleiberg eingekorkt werden, um darin möglichst nützlich zu verkommen; wie Forell mit Hilfe eines ebenfalls gefangenen Arztes in den sibirischen Schneesturm entwischt, wochenlang gegen Erfrieren und Erhungern kämpft und endlich in einem Korjakenzelt so etwas wie sibirische Barmherzigkeit erfährt; wie die Renhirten ihn gütig einem Trupp russischer Strafnikis übergeben, in deren Gesellschaft er goldwaschend, jagend und stehend die Taiga durchzieht; wie er schließlich als verachteter und unbeachteter Landstreicher die mongolische Grenze erreicht, sie jedoch nicht überqueren kann.

So unglaublich diese Flucht, so groß ist die Spannung, in die das Buch den Leser versetzt. Sie ist am größten, solange der Bericht von dem grausamen, nur hie und da durch eine Art ökonomischen Mitleids gemilderten Grubenleben handelt; denn dort am Ostkap weiß man noch ungefähr Ort, Zeit und Zusammenhang: „Was die Herren vor sich sehen, ist aller Wahrscheinlichkeit nach eine der Diomedes-Inseln. Die tiefe Bläue da hinten gehört zu den amerikanischen Nationalfarben“ (S. 145). Sobald Forell jedoch bei den eingeborenen Sibirjaken untertaucht, solange er Gold wäscht und Bären jagt, verschwimmen Zeit und Gegenwartsbezug.

Das ist nun, auf die Fluchtgeschichte eines Strafgefangenen angewandt, der seinen Leidensweg im Oktober 1949 begann und erst im Dezember 1952 deutschen Boden erreichte, ein unpassendes Wort — ein un-

mögliches Wort, wenn man etwa annimmt, daß der Verfasser lediglich nacherzählt, was einem unserer Gefangenen wirklich zugestoßen ist. Obwohl nun der Eindruck solcher Echtheit durch ein zweiseitiges Nachwort noch erhöht wird, tragen doch einige Partien den Stempel gutgemeinten Erfundenseins an sich: Wo Bauer die Fluchtmotive von Haß und Liebe berührt und den Haß nicht zum Zuge kommen läßt; oder wo er erzählt, wie der knabenhaft junge Mattern, der seinen früheren Zugführer denunziert hat, seine Anschwärmungen wiedergutmacht — dort darf man wohl ethische Konstruktionen des Verfassers vermuten. Wenn man schon einen dem Buch anhaftenden Makel nennt, dann sei es dieses literarische Moment inmitten echten Gefangenen-Elends.

H. Stenzel S.J.

*Birkenfeld, Günther:* Wolke, Orkan und Staub. Roman. (374 S.) Darmstadt 1955, Franz Schneekluth.

Der Roman spielt in Berlin und erzählt die Geschichte einer Gruppe von Menschen in den Jahren von 1933 bis 1948 etwa, das Hitlerregiment, die Bombennächte und die Eroberung durch die Russen, die Zeit der Entnazifizierung und der Währungsreform: Wolke, Orkan, Staub! Birkenfeld gibt, wenn man nachdenkt, einen Querschnitt durch die gesamte Bevölkerung. Was fehlt, ist eigentlich nur die Schicht der höheren Militärs. Die Ereignisse sind „die“ Vorkommnisse. Es ist dem Verfasser hoch anzurechnen, daß es ihm gelingt, unmittelbare Treue des oft so schrecklichen Berichts mit einer würdigen Sprache zu verbinden. Auf den ersten Blick möchte man glauben, Birkenfeld verbleibe auf der Ebene des reinen Berichtserstatters, der Vorgänge mitteilt, Zustände schildert, Menschen und Seelen zergliedert, um sie verständlich zu machen oder in ihrer Verirrung und Verwüstung zu enthüllen. Allein es ist doch im Hintergrund und unauffällig eine geistige Ordnung sichtbar. Es geht nicht alles auf in Materialismus und Psychologie. Vielleicht aus Furcht, aufdringlich zu sein oder der Tendenz beschuldigt zu werden, vielleicht aber auch aus eigener Unsicherheit und Unklarheit bleibt diese Ordnung wie ein in schwachen Punkten ange deutetes, der Lücken nicht entbehrendes Gradnetz (vgl. die Auseinandersetzung über die Beurteilung der sittlichen Entscheidungen S. 333 ff.). Darum hat der Leser am Ende zwar den Eindruck: „So war es“, aber er wird nicht in seinem Kern aufgewühlt und gestärkt in der Erkenntnis, daß zwar die Ereignisse einmalig sind, im Grund aber der Mensch immer vor den gleichen Fragen und Aufgaben steht, an denen er entweder sich bewährt oder scheitert.

H. Becher S.J.